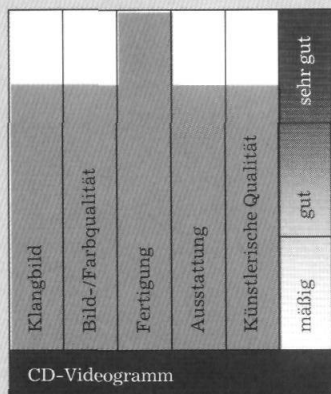




Lange Zeit hatte sich Claudio Arrau von den Kompositionen Claude Debussys und Franz Liszts distanziert – genauer gesagt: abgewendet, um sich hauptsächlich mit den Sonaten und Konzerten Beethovens (noch) intensiver auseinanderzusetzen. Gänzlich von seinen Programmen verschwunden sind Autoren aus seinen frühen Jahren wie die Falla, Albeniz, Ravel und Balakirew. Als Arrau jedoch mit Debussy- und Liszt-Kompositionen in den 70er und 80er Jahren im Konzert und auf Schallplatten wieder in Erscheinung trat, bewiesen seine Darstellungen, daß ein Sondierungs-, ein Vertiefungsprozeß vonstatten gegangen war. Momentaufnahmen in Ton und Bild, also Teilresultate dieser Rückbesinnung auf raumgreifende Balladen-Virtuosität und liquiden Impressionismus (als Echo auf den Liszt der „Wasserspiele“) faßt der souverän, in Bildern nacherzählte Mitschnitt aus der Avery Fisher Hall in New York vom 6. Februar 1983 zusammen. Dazu zwei mutig, mit den für Arrau typischen Tempo- und Artikulationsschwankungen zu Ende gebrachte Beethoven-Sonaten.

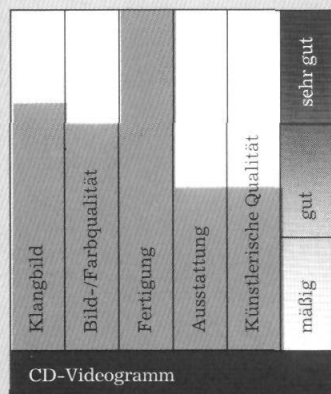
Peter Cosse

Peter Cossé



Bei dieser Veröffentlichung habe ich mich gefragt, welchen Sinn es hat, ein Konzert, das bereits auf Platten vorliegt, auch noch auf CDV zu veröffentlichen. Ist denn der Anblick arbeitende Musiker so aufregend, daß man dafür noch extra Geld ausgibt? Was kann ein Film in diesem Fall schon mehr bieten, als abwechselnd die Totale, den Dirigenten und diejenigen Musiker zu zeigen, die gerade „dran“ sind? Auch rein akustisch ist diese Live-Aufführung aus dem Concertgebouw Amsterdam nicht von zentraler Bedeutung. Daß Brüggén die „Eroica“ auf Originalinstrumenten spielen läßt, heißt noch nicht, daß es sich um eine historisch-kritische Wiedergabe handelt. Dazu ist sie nicht konsequent genug. Da sind zwar scharfe Kontraste der Instrumentengruppen und starke rhythmische Akzente zu hören, doch mutet der Streicherklang wie ein gutgemeinter Mittelweg zwischen traditioneller und historischer Aufführungspraxis an, d. h.: für die Traditionalisten klingt es zu kratzig, für die Historiker zu weich.

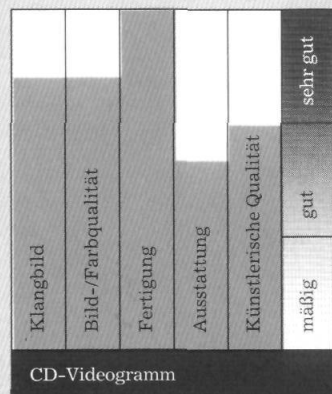
Thomas Voigt



Mozarts „Titus“ im bewährten Personen-Konzept des verstorbenen Jean-Pierre Ponnelle, wie die Opernbesucher es aus Salzburg kennen. Der Clou dieser bunten, mit vielen optischen Gags aufgemotzten Verfilmung unter der Leitung von James Levine ist das Agieren der Protagonisten in quasi originaler Umgebung. Als Spielstätten wurden die Thermen des Caracalla, die Villa Adriana in Tivoli und der Titusbogen gewählt. Die alten Mauern, das pittoreske Ambiente nehmen einen guten Teil der Aufmerksamkeit in Anspruch. Levine und die Wiener Philharmoniker dürften ihr Publikum nur selten aus der Fassung bringen: Rezitative, Arien, am Beginn eine artige, verhalten-dramatisch erklingende Ouvertüre und die Ensembles werden gefällig aufbereitet. Frau Troyanos in der Titelpartie plazierte, ja schleudert schlagendste Passagen in die urbane Landschaft. Eine Aufnahme für Opernliebhaber, die ohne Bild nicht auskommen und überdies ein Faible für kostbare, unzeitgemäße Garderobe haben.

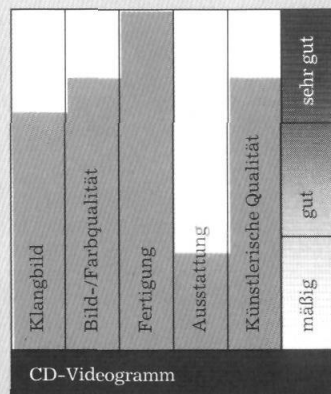
Peter Cossé

Peter Cossé



Kaum jemand hat das heikle Metier der verfilmten Oper so sicher beherrscht wie Jean-Pierre Ponnelle. Seinen „Figaro“-Film kann man trotz manieristischer Kunstgriffe (etwa der doppelte Figaro in „Aprite un po' quegli occhi“) als Klassiker bezeichnen; er ist im besten Sinne „werkgerecht“ und unterhaltsam, hebt sich meilenweit ab von den schauerlich dekorierten Fernseh-Opern der frühen 70er. Ponnelle fand bei den Sängern beachtliches darstellerisches Potential, vor allem bei Fischer-Dieskau, dessen Studie des Herrenmenschens immer wieder fasziniert. Den Soundtrack zähle ich zu den besten „Figaro“-Aufnahmen der letzten 20 Jahre, nicht so sehr wegen Böhm (der hier gediegen-gemütlichen Mozart pflegt), sondern wegen der durchweg erstklassigen Besetzung.

Thomas Voigt



FONO
feiert!

